

Liebe ohne Gerechtigkeit ist verlorene Zeit.

Kardinal Jaime Sin

Ehe im Übergang

Es steht nicht gut um Ehe und Familie. Jedenfalls nicht, wenn man sich an die Statistik hält. Die *Ehescheidungen* haben (in der Bundesrepublik) zwischen 1960 und 1985 von 48 878 auf 130 744 zugenommen: mit leichtem Rückgang in den letzten zwei Jahren, aber wie Statistiker versichern bei insgesamt weiter steigender Tendenz. 1960 wurden 8,8 Ehen je 10 000 Einwohner geschieden, 1985 waren es 21,0. Der jährliche Anteil der Ehescheidungen an allen Ehelösungen (Ehescheidungen plus Ehelösungen durch Tod eines Partners) liegt gegenwärtig bei 30 Prozent. Im europäischen Durchschnitt wird damit gerechnet, daß jede vierte bis jede dritte Ehe durch Scheidung endet. Die *Eheschließungen* sind zwischen 1950 und 1986 von 535 708 auf 372 112 zurückgegangen. 1950 wurden 10,7 Ehen pro 1000 Einwohner geschlossen, 1986 waren es nur noch 6,1.

Die Familien werden kleiner und anfälliger

Diese letztere Entwicklung ist um so mehr zu beachten, als die in den letzten Jahren Verheirateten noch den besonders geburtenstarken Jahrgängen zuzurechnen sind. Daraus erklärt sich auch eine leichte Zunahme der Geburten in den allerletzten Jahren, während die Geburtenzahl zwischen 1950 und 1986 von 812 825 auf 625 963 und die Geburtenrate (Lebendgeborene pro 1000 Einwohner) in der gleichen Zeit von 16,2 auf 10,3 gesunken ist. Die *kirchlichen Trauungen* gehen in beiden Konfessionen noch einmal zusätzlich zurück (katholische Trauungen in der gleichen Zeit von 163 500 auf 113 006, evangelische von 156 452 auf 93 195), was weder mit wachsender Kirchen-*distanzierung* noch mit dem Rückgang an Eheschließungen allein zu erklären ist. Es kommt darin – Haltungen in traditionellen vorchristlichen Gesellschaften nicht unähnlich – auch das Zögern vor einer bewußt eingegangenen lebenslangen Partnerbindung zum Ausdruck. Gut zwei Millionen Menschen leben in der Bundesrepublik in nichtehelicher Geschlechtsgemeinschaft zusammen. Es ist dabei im einzelnen – auch vergleichbare Altersstufe vorausgesetzt – schwer zu unterscheiden, wieweit das ehe-

ähnliche Verhältnis als Eheersatz oder als probeweise Hinführung zur Ehe gedacht ist.

Was die Statistik andeutet, wird durch tägliche Erfahrung im eigenen Lebensmilieu und im größeren Bekanntenkreis bestätigt: die Scheidung ist keineswegs mehr die Ausnahme der von vornherein zum Scheitern verurteilten oder nach konfliktivem Verlauf nicht mehr tragbaren Ehe. Sie ist überhaupt nicht mehr die Ausnahme, sondern wird zum *Regelfall neben dem Regelfall*. Das Kleinerwerden der Familie, der Übergang zur Einkindfamilie innerhalb der Zweigenerationenfamilie sind zusätzliche Begleiterscheinungen (oder auch Ursachen) zunehmender Anfälligkeit. Doch auch die Mehrkinderfamilie schützt nicht vor Zerfall. Überdies sind – oft quer zur Kinderzahl – die äußerlich stabilen Familien, das ist eine vielfältig zu machende Erfahrung, nicht unbedingt Ausdruck auch innerer Stabilität. Dies macht die gestiegenen Scheidungsziffern nicht weniger besorgniserregend, sondern möglicherweise nur weniger brisant, weil die Frage nach der inneren Kongruenz und Leistungsfähigkeit der bestehenden Ehen und Familien die brisantere ist. Die Kinderzahl also geht zurück. Der Lebensraum der Familie wird enger. Die diversen „Individualisierungsschübe“ wirken über gesellschaftliche Strukturveränderungen und ein stark gewandeltes Verständnis von Selbstentfaltung tief in das eng *gewordene Beziehungsgeflecht der Kleinfamilie* hinein. Was bleibt also als Ehe und Familie oder von Ehe und Familie – eingezwängt zwischen hohe Ansprüche und massiven Funktionsentzug – noch? Geraten beide, Ehe und Familie, zur gesellschaftlichen Intimzelle verarmt, in einen zunehmenden Labilisierungsprozeß? Und wenn Labilisierungsprozeß, wieweit treibt er, wieweit ist er unabwendbar und wo liegen die Ursachen?

Die einen sehen in der auch demoskopisch festgestellten Neigung, die Ehe als Lebensgemeinschaft aufzuweichen, in Frage zu stellen, „einen Generalangriff auf die Normen und Sicherungen des ehelichen Zusammenlebens“ (*Renate Köcher*). Andere in der Labilisierung von Ehe und Familie den sich andeutenden Übergang zu neuen noch zu entwickelnden Lebensformen. Für *Alexander Mitscherlich* war

es eine sozialpsychologische Grundüberzeugung bis an sein Lebensende, daß Ehe und Familie nicht, wie er sich ausdrückte, das „oberste Entwicklungsplateau der Menschheit“ sei, so sehr sah er, wie fast alle emanzipative Psychologie, in der Ehe auch eine Art Zwangsanstalt, über deren Zwangscharakter die Menschheit hinaus müsse. Aber darüber hinaus wohin? In eine noch radikalere Individualisierung der Formen des Zusammenlebens oder wie sonst darüber hinaus? In eine biographisch als normal bewertete, in zeitlicher Abfolge gelebte Mehrfachehe mit unterschiedlichen Bindungsformen in der Jugend, während der Erziehung der Kinder und im Alter? Oder hin zu „Großfamilien“ neuer Art, wie sie sich in den Wohngemeinschaften der späten 60er und der 70er Jahre angedeutet haben mit einer die Zweierbeziehung relativierenden oder diese in die größere Gruppengemeinschaft integrierenden Form des Zusammenlebens zwischen den Geschlechtern und der Kinderaufzucht? Die diesbezüglichen Experimente waren nicht gerade ermutigend.

Ein afrikanischer Kardinal sagte einmal gesprächsweise, die europäische Familie könne so wie sie sei, mit ihrer Überindividualisierung, wo doch jeder den Weg gehe, den er wolle, nicht überleben. Sie müsse wieder zurückfinden zu mehr *Naturwüchsigkeit*, wie sie in traditionellen Gesellschaften noch gegeben sei. Aber die traditionellen Gesellschaften zerbrechen selbst. Und hinter die Personalisierungsprozesse, wie sie im europäischen Raum vor sich gegangen sind und hinter das durch sie erreichte Freiheitsniveau, wollen heute trotz allen Bemühens um kulturelle Selbstfindung auch traditionale, noch naturwüchsige Gesellschaften der Menschenwürde des einzelnen wegen wenigstens im Prinzip nicht mehr zurück. Schließlich erleben die traditionellen Gesellschaften im Übergang zu modernen Lebensformen (Landflucht, Verstädterung) in den großstädtischen Slums, aber nicht nur dort, eine noch radikalere Entwurzelung der Familien- und Partnerschaftsbeziehungen als in unseren „überentwickelten“ Industrie- und Freizeitgesellschaften.

Also heißt es wohl vorsichtig sein sowohl mit vorzeitigen Toterklärungen wie mit einseitigen Schuldzuweisungen. Die Familie als *naturwüchsige Gemeinschaft* ist nicht in Frage gestellt, aber Ehe und Familie als Lebenszusammenhang sind einem tiefgreifenden, so nicht einfach rückgängig zu machenden Wandel unterworfen.

Die Hochschätzung von Ehe und Familie kontrastiert mit den reduzierten Glückserwartungen

Es fehlt nicht an *Wertschätzung für die Ehe und für ein stabiles Familienleben*. Im Gegenteil! Die Erwartungen sind höher geschraubt, aber es wird schwerer, den höher geschraubten Erwartungen auch gerecht zu werden. Und das hat neben subjektiven auch objektive Ursachen. Die vom Wandel Betroffenen befinden sich in einem Zwiespalt. Dieser drückt sich fast übereinstimmend so aus, daß

Ehe und Familie *an sich* in einem hohen Maße bejaht werden, aber der Preis für diese Bejahung im persönlichen Verhalten nicht ohne weiteres und nicht in gleichem Maße bezahlt wird. Aus den in den letzten Jahren durchgeführten Umfragen weiß man: Die ganz überwiegende Mehrheit ist von der Unerstzlichkeit der Familie überzeugt, z. B. davon, daß Kinder eine *vollständige Familie* zu einem gedeihlichen Erwachsenwerden brauchen, die ganz überwiegende Mehrheit wünscht Stärkung der Familie auch durch eine entsprechende Familienpolitik bei relativ geringer Einschätzungsdifferenz zwischen den Generationen.

Die Familie wird von der überwiegenden Mehrheit auch *positiv erlebt*. Da ist weder von der Absage an die Ehe noch von Familienfeindlichkeit von innen her etwas zu spüren. Selbst in der Einstellung zur Kinderzahl ist man bei der Formulierung von Wunschvorstellungen großzügiger als im faktischen Verhalten. Die Ein-Kind-Familie ist keineswegs die Wunschfamilie. Im Gegenteil! Der Anteil derer, die sich zwei oder drei Kinder wünschen, ist auch bei jungen Leuten hoch und scheint sogar zu steigen (vgl. HK, September 1986, 412). Und junge Menschen, vor allem Frauen meinen, dies beruflich und haushaltlich auch leisten zu können. Der Knackpunkt freilich liegt in der sich deutlich verändernden Einstellung zur Ehe als lebenslanger Bindung und in den persönlichen Glückserwartungen an die Ehe. Die hohe Wertschätzung von Partnerschaft und Familie als Ort persönlicher Nähe und Geborgenheit und als Raum seelisch-materieller Primärversorgung kontrastiert mit einer geringer werdenden Hochschätzung der Lebensgemeinschaft Ehe *als Voraussetzung persönlichen Glücks*. Die Feststellung *Gerhard Schmidchens* in seiner Frauenstudie (Zur Situation der Frau, 1984), junge Frauen (wenn, so dürfte es bei Männern kaum anders sein, oder die Tendenz ist dort noch ausgeprägter) *richteten die Glückserwartungen nicht mehr auf die Ehe, sondern auf die Partnersuche selbst*, so daß die „große Liebe“ nicht mehr einmal, sondern mehrmals stattfindet, ist zwar eine plastische Übertreibung. Aber es ist schon ein drastischer Einbruch, wenn junge Erwachsene unter 25 nur noch zu 38 Prozent die Ehe für eine notwendige Einrichtung halten. Und als kaum weniger dramatisch ist der Umstand zu bewerten, daß nur noch 27 Prozent der Frauen und 26 Prozent der Männer die Ehe als eine notwendige Voraussetzung ihres persönlichen Lebensglücks ansehen. Da tut sich offenbar die Tür zu möglichen „Alternativen“ weit auf.

Also Ehe und Familie als „objektiv“ vorgegebener Lebensraum ja, als Ort individuellen Glückskonsums (emotionaler Geborgenheit) auch, aber Ehe und Familie als Individuum-transzendierender, auf festen Bindungsvoraussetzungen beruhender Lebenszusammenhang nur insoweit, als sie wenig freiheitsbegrenzende Einschränkungen kostet? Die vielfach nicht bewußt gemachte Spannung zwischen der Akzeptanz von Ehe und Familie als Sozialsystem und der nur *sehr begrenzten Bereitschaft, individuelle Glückserwartungen dessen „Funktionieren“ unter-*

zuordnen oder Ehe und Familie als freiheitsbegrenzende Anforderung an sich selbst gelten zu lassen, scheint tatsächlich der zentrale Grund für die Labilisierung von Ehe und Familie auch als soziales System zu sein. Die destabilisierende Wirkung dieser Spannung ist offensichtlich um so größer, je uneingestandener sie bleibt und je gründlicher der ihr zugrundeliegende moralische Konflikt verdrängt wird.

Der scheinbare Kern erweist sich als nur halbe Wahrheit

Also Ehe und Familie doch Opfer kollektiver, im Privaten wirksamer und öffentlich sanktionierter Egoisten? Labilisierung von Ehe und Familie durch einen ausgemachten Trend zu als Selbstverwirklichung getarnter Alleinverwirklichung? Was da als Kern des Problems erscheint und sicher zum Kern auch gehört, erweist sich dennoch nur als *halbe Wahrheit*.

Zunächst einmal: *Ehen* stehen ja nicht nur im Dienste der Verwirklichung der Institution Ehe, sondern Eheleute tun in der Ehe ihren Dienst aneinander und in der Ausweitung auf Familie ihren Dienst an den Kindern und über ihre Familienleistung an der Gesellschaft. Ehen sind, indem sie sind und tun, was sie verkörpern, zugleich *Lebensprozesse mit je eigener sozialer und seelischer (emotionaler) Dynamik*. Und die Art dieser Dynamik ist nicht unabhängig von den kulturellen und existentiellen Lebensbedingungen, in die gesellschaftlicher Wandel Ehe und Familie einordnet. Der sozio-kulturelle Kontext, in dem heute Ehen gelebt werden und Familien sich zu behaupten haben, hat sich gegenüber den Verhältnissen, auf die christliche Vorstellungen von Ehe und Familie idealiter bezogen sind, gerade in der Herausbildung der Kleinfamilie radikal gewandelt: auch die Ausgliederung der Erwerbsarbeit, die Verkleinerung der agrarischen und bürgerlichen Großfamilie auf die Zweigenerationenfamilie, die Aufteilung der Sozialisations- und Erziehungsfunktionen auf die unterschiedlichsten Instanzen: Schule, Medien, außerfamiliale Gruppen, Gleichaltrigen-Gruppen usw., aber auch durch wechselhafte stilbildende Moden kollektiver Entstehungs- und Durchsetzungsart, so daß der Familie über das Kleinkindalter hinaus oft nur noch die Funktion der materiellen und (teilweise) emotionalen Versorgung bleibt, ist sie zu einem beziehungsarmen, auf wenige Bezugspersonen verengten sozialen Raum geworden.

Dieser Prozeß bringt durch *Individualisierung der Partnerbeziehungen*, Personalisierung der Ehe mehr Freiheit, ermöglicht als Personalisierung mehr Gleichberechtigung, läßt mehr berufliche, gesellschaftliche und freizeitliche Entfaltung für beide Ehepartner zu, lastet aber doch den Partnern, in der Regel immer noch mehr der Frau, im Falle der Berufstätigkeit beider trotz gemeinsam wahrgenommener Verantwortung für Kinder und Haushalt mehr Lasten auf. Das schafft Beziehungsstress in der Regel um so mehr, je exklusiver Partner aufeinander bezogen und

angewiesen sind und je mehr zugleich jeder *seinen* beruflichen Weg geht, je weniger mitmenschliche Offenheit über die eigene Familie oder Partnerschaft hinaus gepflegt werden, je weniger Bezugspersonen zur Entlastung bereitstehen. Je verengter der soziale Lebensraum, und je mehr die „Lebenspläne“ von außen bestimmt sind, um so anfälliger sind sie in ihren emotionalen Beziehungen. Oder positiv ausgedrückt: um so sorgfältiger müssen diese gepflegt werden. Um so mehr gegenseitigen Takt, Vernunft, Rücksicht, Fähigkeit, einander auch in Auseinandersetzung und Ärger annehmen zu können, braucht es. Dies gilt um so mehr, je mehr die emotionale Beheimatung in Ehe und Familie als „Lebensgrundlage“ zwar gewünscht wird, aber die Selbstentfaltungsinteressen mehr auf Beruf, gesellschaftliche Geltung und Karriere gerichtet sind. Die Partnerschaftsanforderungen sind also objektiv größer, nicht geringer geworden.

Überdies stehen die *Ausweichmöglichkeiten* zuhauf bereit: das abendliche Fernsehen, das das Familiengespräch ersetzt, die Flucht in intensive Freizeitgestaltung (die fest verplanten Wochenenden) oder auch die Flucht in einen sexuellen Erlebniskonsum, der in Rivalitätskämpfe ausartet, die sich je nach Temperament und charakterlicher Anfälligkeit auf das gesamte Zusammenleben übertragen. Wenn verschiedene Einrichtungen des Psychomarktes neuerdings Eheleuten „*Gesprächstherapien*“ anbieten, also therapeutisch ihnen vermitteln wollen, wie sie miteinander sprechen sollen bzw. überhaupt wieder Gesprächsfähigkeit im Verhältnis zueinander zurückgewinnen können, dann sagt das nicht nur etwas aus über clevere Berateragenturen, die eine Marktlücke besonderer Art entdecken, sondern auch über das *Ausmaß an Hilflosigkeit* in menschlichen Primärbeziehungen, für die die Intimzelle Ehe, auch in kleinfamilialer Erweiterung, verdichteter Ausdruck ist.

Mit dieser Gefahr menschlicher Verarmung kontrastieren auffällig die Erwartungen an die Partnerschaft als Ort und Weise emotionaler Erfüllung. Diese sind mit der Personalisierung und Individualisierung der Partnerbeziehungen beträchtlich angestiegen. Sie haben sich offensichtlich um so stärker ausgeprägt, je mehr sich das außerfamiliale Beziehungsgeflecht anonymisiert, das offene Feld wirklich persönlicher Beziehungen kleiner wird. So wird die Befriedigung emotionaler Bedürfnisse in einer übersteigerten Weise ganz auf Partnerschaft und Familie gelegt. Wenn Ehe als Institution, als auch rechtlich geregelter Rahmen, zugunsten „freier Treue“ zurücktritt oder einfach als überflüssig erscheint, dann deshalb, weil man Partnerschaft fast ausschließlich mit emotionaler Beheimatung verbindet.

Über untergründige Bindungsängste und über geringen Sinn für institutionelle Bindungen hinaus ist hierin also wohl der eigentliche Grund zu sehen für die *zunehmende Ablehnung des „Tauscheins“* vorwiegend durch junge Leute, selbst wenn sie faktisch wie Eheleute leben und ihre Partnerschaft durch eigene Kinder zur Familie erweitern. Indessen stoßen gerade so die hohen Erwartungen

auf emotionale Bedürfnisbefriedigung mit hochgeschraubten Ansprüchen auf individuelles Glück zusammen. Die Fixierung auf emotionale Bedürfnisbefriedigung reibt sich an vorfixierten und vom gesellschaftlichen Gesamtklima gestützten Vorstellungen über Selbstverwirklichung. In diesem Zusammentreffen hoher Erwartungen auf emotionale Beheimatung inmitten einer eher beziehungsarmen, weil hochgradig anonymen Lebenswelt mit den erhöhten Ansprüchen auf Selbstverwirklichung liegt, so scheint es, so recht das psychosoziale Dynamit, durch das die zeitgenössische Kleinfamilie zu bersten droht. Zu bersten droht, nicht zuletzt deswegen, weil so auch gesellschaftlich-berufliche Frustrationen übermäßig nach innen getragen, dort aber nicht verarbeitet werden (können) und so die Belastbarkeit, sei es der Partner, sei es der Eltern-Kind-Beziehungen, zusätzlich überfordern.

Die Kirche müßte gerade in Ehe- und Familienfragen nicht hilflos dastehen

Und natürlich gibt es auch den schlichten Sachverhalt, daß man sich auseinanderlebt, ohne sich darüber viel Rechenschaft zu geben, und sich trennt, wenn man sich auseinandergelebt hat, ohne viel Rücksicht darauf, wieviel Schaden bei den Kindern angerichtet wird. Dem widerspricht nicht, daß eine Trennung auch für Kinder zum geringeren Übel werden kann.

Die Kirche steht all dem gegenüber ziemlich hilflos da. Sie ist nicht schlecht präsent in der *Ehe- und Familienberatung*. Wenigstens kirchlich engagierte Berater und Therapeuten stellen sich heutiger Ehe- und Familienwirklichkeit. Und in teilweise spontan, teilweise gemeindlich organisierten *Ehe- und Familiengruppen* helfen sich Eheleute durch mehr oder weniger diskret-offenes An- und Aussprechen der Probleme gegenseitig. Die Kirche insgesamt und als amtlich verfaßte beschränkt sich aber vorwiegend auf Grenzziehungen (Nein zur „Probehe“) und auf die Einschärfung des Scheidungs- bzw. Wiederverheiratsverbots und im Falle der Übertretung auf die Durchsetzung der dafür vorgesehenen Sanktionen (vgl. auch ds. Heft, S. 61). Das – zum nicht geringen Erstaunen vieler kirchentreuer Katholiken – wieder stärkere Insistieren auf den „natürlichen“ Methoden der Empfängnisverhütung lenkt von den akuten aktuellen Existenzproblemen von Ehe und Familie zusätzlich ab. Natürlich plagen sich Pfarrer ab, um beratend und helfend, „pastoral“ in *Grenzfällen Wege zu weisen* und Lösungen zu finden, die vom Glauben her und im Menschsein weiterhelfen. Aber eine seelsorgliche Haltung, die die geschilderten Probleme aufnimmt und zur Auseinandersetzung mit ihnen zwingt, ist – jedenfalls gesamtkirchlich – nicht in Sicht. Indessen fehlte es der Kirche doch gerade da nicht an Kapital, mit dem sie wuchern könnte, hätte sie nur auch die nötige Energie, um es wenigstens dort, wo sie überhaupt gehört wird, auch voll einzusetzen. Sie weiß eine Menge über die Sozialnatur des Menschen, um die Gesetzmäßigkeiten, die für das *Bindungsverhalten* davon

ausgehen, und darum, daß menschliche Bindungsgesetze und Verhaltensanforderungen nicht verletzt werden dürfen, ohne daß schwerwiegende Schäden für den Partner, für abhängige Dritte, im Fall Familie für die Kinder und für das Gemeinwohl und auch für das persönliche Glück entstehen.

Sie weiß genug über die *erbsündliche Bedingtheit menschlichen Verhaltens* und auch über die Unmöglichkeit menschlicher Selbsterlösung durch gegenseitige geschlechtliche und psychische Inbesitznahme. Sie weiß also auch um das rechte Verhältnis von Nähe und Distanz in Partnerschaftsbeziehungen und *um die Grenzen menschlicher Erfüllung*, die es auch dort gibt. Und sie ist wenig oder nicht belastet durch ein Emanzipationsverständnis, das auch die äußerste Zuspitzung an Subjektivität, um nicht zu sagen an Willkür, noch als Freiheitsmehrung zu erleben glaubt. Sie hat allerdings die humanen Antriebskräfte solcher Freiheitsgeschichte lange nicht verstanden oder – wenn überhaupt – erst spät zur Kenntnis genommen.

Sie, die Kirche, könnte auch wo sie kirchenamtlich von Ehe und Familie redet, sehr wohl die Widersprüchlichkeit zwischen Erwartung und vorenthaltenem Einsatz, zwischen emotionaler Gefühligkeit und uneingestandener Bindungsangst auf den verpflichtenden Punkt bringen. Sie braucht gerade dabei von ihren Forderungen an die Ehe als lebenslange Bindung nichts wegzunehmen. Sie kann allerdings die faktischen (die psychischen, die auch faktische sind) und die vom sozialen Kontext her auf Ehe und Familie einwirkenden Probleme nicht einfach normativ zunichte machen. Sie wird sich z. B. gerade als amtlich verfaßte redlich bewußt machen müssen, daß Partnerschaft nicht nur im Einzelfall eingeübt werden muß, sondern daß der Übergang von der patriarchalischen Familie zur auf *ehelicher Partnerschaft gegründeten Familie* seine Zeit braucht und nur in Generationen geleistet werden kann.

Die Chance, zu bestätigen und zu widerlegen

Sie wird dabei allerdings auch die Erkenntnis nicht ausschließen können, daß die Ehe als lebenslange Bindung zwar wohl ein *schlechthin geltendes Zielgebot* ist, daß aber Menschen gerade auch an solchen Zielgeboten (wenn auch niemals schuldlos) scheitern können. Und früher oder später wird sie, ob sie will oder nicht, Folgerungen daraus zu ziehen haben. Die Kirche definiert sich (in den Grenzen ihrer Glaubensverantwortung zu Recht) seit Paul VI. als „Expertin in Fragen des Menschseins“. Zugleich wird gerade seither viel darüber geklagt, sie habe den Einfluß auf die persönliche Lebensführung fast völlig verloren. Gerade am Übergang von der patriarchalischen Familie zu der auf ehelicher Partnerschaft gegründeten Kleinfamilie mit ihren äußeren Bedrohungen und inneren Anfälligkeiten hat sie die Chance, das Erstere amtlich zu bestätigen und das Letztere seelsorglich zu widerlegen.

David Seeber